Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 49 (1962)
Heft: 22-23

Artikel: Das Bild der höfischen Menschen zur Zeit des mittelalterlichen Rittertums

Autor: Glur, Guido

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-537956

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

führen. Es ist selbstverständlich, daß ein Bauer, der des Lesens und Schreibens kundig ist, mehr Aussichten hat, ein Reform- und Entwicklungsprogramm zu begreifen und sich die gebotenen Chancen klarzumachen, als sein Nachbar, der sich nur auf sein Gedächtnis verlassen muß, wenn er das Erklärte verarbeiten und in die Tat umsetzen will. Daher hängt der Erfolg jedes Entwicklungsprogrammes für die Landwirtschaft weithin davon ab, ob das Hindernis des Analphabetentums überwunden wird. Und während noch die Erwachsenen die neuen Methoden mit Hilfe praktischer Demonstrationen erlernen, müssen Kinder und die junge Generation eine Schule durchlaufen. Sie lernen schnell, und von ihnen hängt das Fortschrittstempo der Zukunft ab.»

Ein leistungsfähiger Verwaltungsapparat muß aufgebaut werden. Die Volksmassen müssen auf dem Gebiete der Ernährung und der Hygiene aufgeklärt werden. Auch das setzt wieder Schulung und Ausbildung voraus.

Spitäler müssen gebaut, Ärzte müssen ausgebildet werden. Ohne technische und finanzielle Hilfe von Seiten der privilegierten Völker sind die Entwicklungsländer nicht in der Lage, aus dem Zustand des Elends herauszukommen.

Weltkampagne gegen den Hunger

Sie wurde am 1. Juli 1960 von der FAO in Rom eröffnet und hat ein doppeltes Ziel. Einerseits sollen Armut und Elend in der Welt auf breitester Basis und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpft werden. Durch Informations- und Erziehungsprogramme soll anderseits ein Meinungsklima in der Welt geschaffen werden, das auf nationaler und internationaler Basis zur Lösung des Hungerproblems beitragen soll.

Alle Länder sind zur Mithilfe aufgerufen. Die Schweiz steht nicht abseits. Bereits wurde unter dem Patronat der Bundesräte Schaffner, Wahlen und Alt-Bundesrat Petitpierre ein Nationales Komitee gebildet, das sich mit der Planung der schweizerischen Aktionen im Rahmen der Welthungerkampagne befassen wird. Namhafte Persönlichkeiten aus der ganzen Schweiz und aus allen Lagern gehören diesem Komitee an.

Sekundar- und Mittelschule

Das Bild der höfischen Menschen zur Zeit des mittelalterlichen Rittertums

Dr. Guido Glur, Kriens LU

Die Kunstschaffenden unserer Zeit – Literaten, bildende Künstler – bekunden eine fast manische Vorliebe für die Darstellung des Menschen als etwas Zerstörtes, Aufgelöstes, in seine Atome Zerstiebendes. Ob eine innere Not die Künstler auf diesen Weg zwingt, oder ob sie einfach auf der mächtigen nihilistischen Modewelle mitschwimmen, das soll nicht untersucht werden. Aber wir möchten mit diesen Zeilen zu einem kurzen Verharren in der Besinnung auffordern, zur Besinnung auf ein Bild vom Menschen, das noch ganz und unversehrt vor uns tritt. Wir laden ein zu einem ganz unzeitgemäßen und vielleicht gerade deshalb nicht ganz wertlosen Streifzug kultur- und literaturgeschichtlicher Art zurück ins frühe deutsche Mittelalter. Und da begegnet uns das Idealbild des höfischen Menschen, welchem nachzustreben man sich an den Höfen im Reiche Kaiser Friedrich Barbarossas und Kaiser Friedrichs II. befliß.

Es wird nicht verwundern, wenn wir bei der Betrachtung des höfischen Menschen vor allem von der Dichtung ausgehen. Die Dichtung ist ja neben Baukunst und Bildhauerei das schönste Produkt des Kulturschaffens der Hohenstaufenzeit gewesen, ja, sie ist ein wesentliches Stück Kultur. Daneben gibt sie uns, als Spiegel gleichsam, den Blick frei auf all

das, was das Ritterliche in der Zeit bedeutete; sie schildert uns den höfischen Menschen in seinem Sein und Streben.

Als Stand ist das Rittertum freilich älter als die staufische Zeit. Allmählich war aus dem frei umherschweifenden germanischen Reiter der auf seiner Burg seßhafte Ritter geworden (den fahrenden Ritter gibt es allerdings, wie etwa das Beispiel Walthers von der Vogelweide belegt, auch jetzt noch). Der Landbesitz, den er zu eigen oder als Lehen hat, bildet seine wirtschaftliche Grundlage. Als Freiherr oder als Ministeriale, das heißt als ursprünglich unfreier, dann geadelter Dienstmann, ist der Ritter in die Ordnung des feudalen Lehens- und Dienstwesens eingeschlossen; das persönliche Treueverhältnis, das Verhältnis von Herr zu Dienst- und Lehensmann, läuft vom Ministerialen über den Freiherrn, Grafen, Fürsten bis zum König und Kaiser. Die Wurzeln dieses Feudalismus liegen im altgermanischen Gefolgschaftswesen, die eigentliche Durchformung und Ausbildung des Ritterstandes erfolgte dann in Frankreich. Seine wesentlichen Gesetze erhielt der deutsche Stand von Friedrich Barbarossa: in dieser Zeit mußte der Ritter legitime Rittervorfahren nachweisen können; Geistliche und Bauernsöhne waren von der Ritterwürde ausgeschlossen.

Wir sehen: Der Ritterstand, hinauf bis zum höchsten Herrn, fühlte sich trotz Vielgliedrigkeit als Einheit, von einer allüberwaltenden Idee her. Die Treue zum Herrn floß sozusagen als Lebenssaft durchs Ganze, die Ehre, die ritterliche Haltung, das Gefühl der ständischen und sittlichen Sonderstellung bildeten die Norm des ritterlichen Lebens. Nach außen zeichneten das meist prächtige ritterliche Gewand und das Schwert, erworben anläßlich der Schwertleite, den Ritter aus. Wir kennen die stolzen Gestalten beispielsweise aus den Bildern der Manessischen Handschrift.

Der Ritterstand ergriff nun neben der Geistlichkeit den Führungsanspruch auf allen Gebieten des Lebens, vor allem auch auf dem literarischen Felde. Seit Heinrich v. Veldecke um 1170 waren alle Dichter der höfischen Zeit ritterlichen Standes (oder, wie Gottfried v. Straßburg, mindestens Stadtpatrizier). Damit begann ein Prozeß der Herauslösung, der Emporstilisierung: der Ritter, vor allem der ritterliche Dichter, sieht nur noch *seinen* Stand; Bauern und Bürger existieren für ihn überhaupt kaum als Menschen. Kulturschaffend kann nur das höfisch-ritterliche Element sein.

Kulturraum war, könnte man sagen, die Ritterburg. Die Burg war zugleich Ausdruck der Wehrhaftigkeit und des nützlichen Zweckes wie auch des Wunsches nach behaglichem und schönem Wohnen. Etwa 10000 Burgen ragten ums Jahr 1200 im deutschen Reich. Wie gesagt, dienten sie in erster Linie der Abwehr feindlicher Angriffe und dem Schutz des umliegenden Besitzes. Das Kernstück jeder Burg war der Bergfried, der trutzige Schutzturm, oft einziger Wohnplatz der Familie. Im Gesamt der Burg stemmte sich der Bergfried als letztes Bollwerk dem Feindessturm entgegen, selbstverständlich auch einen Brunnen, die Schatzkammer und die Speisekammer umschließend. Zum Bergfried gesellten sich bei der Vergrößerung des Besitzes Palas und Burgkapelle, umfangen von einer Ringmauer (mittelhochdeutsch zingel genannt) mit Zinnen und Türmen. Im Versepos Erec heißt es: «Ez rageten für die zinnen türne von quadern groz, der fuoge niht zesamne sloz kein sandic phlaster: si warn gebunden faster mit isen und mit blie, ie drie und drie nahen zesamene gesat.» Meist lag vor dieser ersten Mauer die sogenannte Vorburg, wo sich Stallungen, Scheunen und Knechtswohnungen befanden, wiederum geschützt durch eine zweite Ringmauer und doppelt gesichert durch Wassergräben: «Ein hus hoch uf erhaben, da waren zwen tiefe graben al umbe uf geworfen» (Krone des Heinr. v. dem Türlin). Oder: «Vil tiefe ein grabe dar umbe gie, da durch ein luter wazzer floz» (Wigalois). Der Weg, der zur Burg hinanführte, war aus Verteidigungsgründen eng angelegt: «Nu waz diu burgstraze zwein mannen niht ze maze, sus fuoren si in die enge beide durch gedrenge unz an daz palas» (Iwein).

Soweit erscheint also die Burg als Schutz- und Trutzbau. Der Palas nun diente dem festlichen Behagen, bildete das sichtbare Zeichen hoher ritterlicher Lebensfreude, ein kunstvoll gestaltetes Gebäude. Wir lesen etwa in Konrad v. Würzburgs Partonopier: «Swer diu venster worhte gar der konde si wol zieren, von lewen und von tieren was vil daran gehouwen, man dorfte hie beschouwen so manegen schoenen palas, an den louben vorne was manic bilde hohe erhaben und etelichiu drin ergraben, als man ez wünschen solde, mit lasur und mit golde was vil an dem gemiure der alten aventiure gemalet harte reine.» Im unteren Geschoß beherbergte der Palas den Küchentrakt, darüber die Wohn- und Schlafräume (wenn heizbar, Kemenaten genannt) und vor allem den Raum, in dem sich das ritterlich-

Fortsetzung siehe Seite 743

Fortsetzung von Seite 738
ideale Leben der Gemeinschaft abspielte: den Festsaal oder Rittersaal. Glasfenster wurden zwar erst in späterer Zeit eingesetzt, auch Kamine. Die Saalwände jedoch liebte man reich geschmückt mit Wandbehängen. Im Biterolf heißt es da: «der küneginne palas von guotem umbehange was verdecket an daz ende, der estrich und die wende, des envant man lützel bloz.» Kronleuchter erhöhten den festlichen Glanz: «manec tiure krone was gehangen schon alumbe uf dem palas, diu schiere wol bekerzet was.» Unter ihnen lauschte die Gesellschaft dem Vortrage des Dichters. Denn der Akzent wurde mehr und mehr vom trutzig Kriegerischen aufs anmutig Schöne verlegt: die Burg wandelte sich zum Herrschaftsbereich der ‹edelen frouwe›, der Herrin, um welche im Minnedienst das Trachten und Wirken des Ritters zu kreisen begann. Mit der Teilnahme des Ritters an einem Kreuzzug zum Beispiel erhöhte sich natürlich die Wohnkultur, indem kostbare Stoffe, Teppiche, Edelgestein und – Gewürze aus dem Orient mitgebracht wurden, die dann der Verfeinerung des Lebensstils dienten.

In solchen Burgen, dann als Page an einem fürstlichen Hof, wuchs der Rittersohn zum höfischen Mann heran. Die Abschnitte, die im Leben des jungen Adligen gesetzt wurden, waren noch ähnlich denen, die schon die Antike gekannt hatte. Mit 7 Jahren begann die eigentliche Erziehung als Edelknabe am Fürstenhof. Dort erwarb sich der Junker die ‹zuht›, die ihn später als Erwachsenen auszeichnen sollte. Körper, Geist und Seele wollten gleichmäßig gebildet werden. Im Fechten, Ringen, Laufen, Springen, Lanzenwerfen und Steinstoßen, vom 14. Altersjahre an in der Erlernung des eigentlichen Waffenhandwerks und des Reitens wurde der Knabe zum Mut und zu sportlicher Gewandtheit erzogen. Er lernte aber auch Latein und Französisch, wurde auf einem Instrument und im Singen ausgebildet, denn Dichten und Komponieren gehörten zur ritterlichen Bildung. Der Pagendienst bei Tisch und im Schlafgemach des Herrn, dazu das Schachspiel, vervollkommneten die Erziehung, bis «rede und gebar, gebaerde und site», Inneres und Äußeres im Einklang standen.

Mit 21 Jahren erlebte der junge Ritterbürtige einen ersten Höhepunkt: Er empfing die Schwertleite. Das bedeutete die Hinführung zum Schwert, die Erlaubnis, das Schwert zu leiten, zu führen. Nach dem Besuch der Messe, wo der Schwertsegen gesprochen wurde, erfolgte die eigentliche Leite, vorgenommen durch den König oder den Fürsten. Der Ritter wurde mit dem Schwert umgürtet, die Sporen wurden ihm angetan, der Schild ihm gereicht. Jetzt hatte er ‹schildes ambet› gewonnen. Die Zeremonie der Schwertleite finden wir in Gottfried v. Straßburgs Tristan geschildert: «Sus was der muotriche, der voget von Parmenie (= Tristan) und al sin massenie (= ritterliches Gefolge) ze münster mit einander komen und haeten messe vernomen und ouch enpfangen den segen, des man in da solte pflegen. Marke nam do Tristanden sinen neven ze handen, swert unde sporn strict' er im an. ‹sich› sprach er ‹neve Tristan, sit dir nu swert gesegenet ist und sit du ritter worden bist, nu bedenke ritterlichen pris und ouch dich selben, wer du sis...› Hie mite bot er'm den schilt dar.» Ritterliche Turnierspiele bildeten den Abschluß, natürlich auch die Freuden der Tafel. Im Turnier nämlich, in der Buhurt und im Tjost konnte der junge Ritter seine Mannhaftigkeit beweisen. Der Tjost umfaßte einen Zweikampf in voller Rüstung mit Speer und Schwert. Im Reiterspiel des Buhurt («gebuhurdieret unde geriten wart da...») kämpfte man ohne Rüstung mit Stäben und Schäften. Im Turnier endlich ritten bis zu 4000 Ritter in zwei Geschwadern mit stumpfen Speeren kunstgemäß gegeneinander. Als schönsten Siegerpreis empfingen die Kämpen den Ehrenkranz aus zarter Damenhand. Die Bilderhandschriften halten derartige Szenen köstlich fest.

Durch die Schwertleite galt der junge Ritter als in den auserwählten Kreis seiner Standesgenossen aufgenommen. Im Tristan hören wir, daß Schwert, Sporen und Schild nur die äußeren Zeichen der neuen Würde waren: Dem wahren Ritter, dem höfischen Ritter mußte es aber, wie König Marke zu Tristan bemerkt, vor allem auf andere, innere Werte ankommen: er sollte demütig, bescheiden, untadelig, wahrhaftig, wohlerzogen, mildtätig gegenüber Armen, hochgemut gegenüber seinesgleichen, treu und zuverlässig sein. Die ‹zuht›, die Erziehung, war also beileibe nicht zu Ende; der Ritter mußte sich in die Hand nehmen, sich in jeder Lage zu beherrschen wissen. Er sollte sich, wie Gottfried v. Straßburg sagt, den ‹höfschen sin› erwerben. Damit sind wir beim zentralen Bildungsbegriff ritterlichen Menschseins angelangt. *Höfisch* nennen wir die Kultur unserer Epoche, den wahren ritterlichen Menschen. Höfisch ist weit mehr als etwas bloß *äußerlich* Ritterliches. Ursprünglich bedeutet ‹hö-

vesch› alles das, was zum Hofe gehört, ist aber vom Grundwort Hof her nicht mehr ausschließlich zu definieren – als mittelhochdeutsches ‹hübesch›, neuhochdeutsches ‹hübsch› hat es sich ja ganz davon losgelöst. ‹hövesch› wird selber zu einem Grundwort, von dem andere abgeleitet werden: ‹höveschеit›, das Verb ‹höveschen›. ‹hövesch› wird, wie Prof. Helmut de Boor sagt, zu einem Qualitätsbegriff, zu einem Bildungsbegriff, zu einer menschlichen Stilform. Als Gegenwert, besser: Unwert, gilt ‹dörper›, das heißt Tölpel, unkultivierter Mensch.

Der höfische Ritter ist der erzogene, am Hofe gebildete Mann. Er weist die in der Gesellschaft des fürstlichen Hofes notwendigen Eigenschaften auf. Zweierlei folgt hieraus: Für den höfischen Mann ist die Erziehung, wie schon angedeutet, nie zu Ende. Im geselligen Umgang, wohl auch auf Auslandreisen, muß er sich stetig weiter emporbilden zu den verlangten Tugenden. Er darf auch da nicht ‹verligen›, in Trägheit versinken. Allerdings: ohne die eigene innere Veranlagung wird er kein idealer Mensch im höfischen Sinne werden können. Im Nibelungenlied steht zu lesen, daß der Held Siegfried «von sin selbes muote», aus eigener Veranlagung, viele Qualitäten angenommen habe. Als zweites wird ersichtlich, daß die höfische Kultur eine gesellschaftliche Kultur war; der einzelne wird nicht zu einem unabhängigen Individuum, sondern er wird zu einem Glied einer sehr exklusiven, daher eigentlich recht kleinen Gruppe, eben jener höfischen Welt. Der Einsame fühlt sich, wie im Parzivalepos deutlich wird, ausgestoßen aus dieser Welt, er verliert die Lebenslust. Höfische Kultur, wiederholen wir's, ist gesellschaftliche Kultur, höfische Kunst ist gesellschaftliche Kunst, Kunst in der und für die höfische Gesellschaft, eine Kunst der Lebensfreude. Diese Lebenslust, ‹vröude› genannt, ist das tragende Grundgefühl der höfischen Welt. Mit ‹hohem muot› wird die freudige Hochstimmung bezeichnet, als deren Symbol die Dichtung den aufsteigenden Falken geschaffen hat.

Das Gemeinschaftsgefühl des Ritterstandes äußert sich zumal am Feste. Festliches Teilnehmen an festlichen Veranstaltungen gilt als hohe Pflicht; Feste, Hoffeste teilen das Jahr: «Da waz wünne und ere, vreude und michel ritterschaft und alles des diu überkraft des man zem libe gerte», ruft ein Dichter von einem solchen Fest aus. Am Feste tritt die höfische Bildung nach außen.

Höfische Bildung, das ist damit angedeutet, ist ästhetische Bildung, Bildung zu Schönheit, Anmut, Pracht. Der schöne, edle Mensch steht ausschließlich im Mittelpunkt; das Häßliche wird als dämonisch empfunden (ebenso, das heißt dämonisch, wirkt übrigens die wilde, vom Menschen nicht kultivierte Naturlandschaft auf den höfischen Menschen). Mit dem Begriff schöner *edler* Mensch ist immerhin ausgesagt, daß nur ein edler Mensch schön sein kann, und zwar ist dabei ein innerer Adel gemeint, dessen Ausdruck eben Schönheit ist. «nieman ist edel ern tuo dan edelliche», sagt Reinmar v. Zweter, und, an anderer Stelle: «got selber spriht: Swer tugende phligt, den sol man edele nennen; ein küneges kint ist edel niht, daz sih untugende vlizet.» «Der Tugend pflegen»: das ist das Ziel der höfischen Bildung. Die Literatur der Zeit kennt eine reiche Zahl dieser Tugendwerte, denen der Mensch nachstreben soll. Es sind christliche, germanische und antike Werte, die im höfischen Menschenbild aufeinandertreffen. Sie lassen sich abstufen nach der Rangordnung, die schon in der Antike maßgebend war. Den untersten Wert bilden die sachlichen Güter, die einem höfischen Ritter wichtig sein sollen: ritterlicher Adel, Reichtum, Schönheit, Gesundheit, Ruhm, Macht. In der höfischen Idealwelt bleibt, wie man sieht, kein Raum für die Armut. Armut ist ein schwerer Mangel. Bei Moritz v. Craun heißt es: «riterschaft und ere diu muoz kosten sere daz ist ein site unmazen alt.» Der Ritter soll edel und reich zugleich sein. Für diese untersten Werte kannte die Antike den Ausdruck utile; Walther von der Vogelweide kennt diese Werte als ‹varndes guot›.

Auf mittlerer Stufe gelten die sittlichen Güter, die eigentlichen Tugenden. Das lateinische honestum umfaßt sie; Walther nennt sie ‹werltliche êre›. Durch ihren Besitz läßt sich ein Mangel an ‹guot› ausgleichen. Welches sind nun diese sittlichen Werte? Einmal gehört «diu êre» hierher, die innere Ehrenhaftigkeit, aber auch die äußeren zu genießenden Ehrungen. Schon hier wird der Blick auf den höchsten Wert gerichtet, wenn es heißt, «daz ane got niemen êre mac behalten einen halben tac». Die ‹maze› gehört mit ins Zentrum; nach ihr muß das Leben gestaltet werden. ‹maze› bedeutet Ebenmaß von Sinnen und Trieben: «der mittelmaze pflagen ie die wisen!» ‹Staete› heißt ein weiterer der Werte, nämlich Beständigkeit, Wille zur sittlichen Festigkeit, Streben nach dem Guten, ja, noch mehr, gläu-

biges Sich-Einfügen in die göttliche Weltordnung. ‹Unstaete› ist die sittliche Haltlosigkeit.
Die Stetigkeit im menschlich-persönlichen Umgang, gegenüber Gott wie dem irdischen Herrn wie auch der Minne, heißt ‹triuwe›. Wer ‹diemüete› kennt, weiß, daß Gott über allem steht. ‹Diemüete› ist die Gesinnung des Gefolgsmannes dem höchsten aller Herren gegenüber. ‹Milte› fordert ein stetes Gewahrsein der Bedürfnisse der Mitmenschen. «milte unde manheit», «milte unde ellen» (= Tapferkeit) sind immerwiederkehrende Formeln.
Hartmann v. Aue weiß: «swer wil ritters ambet pflegen, der muoz mere arbeit legen an sine vuore (= Lebensführung) danne ezzen wol», «der mac niht ritters ambet pflegen, der niht enwil wan sanfte leben.» Die Arbeit am Ich muß eigentlich Tag und Nacht weitergehen. ‹arebeit› ist Ehrendienst und Gottesdienst zugleich; jede innere Entwicklung hängt von ihr ab.
Höfische Bildung, das wird deutlich, ist zum großen Teil Selbsterziehung. Eine äußerst wichtige Aufgabe kommt jedoch der Frau zu in dieser höfischen Gesellschaft. Ihr Beispiel, ihre Zuneigung lassen den Ritter mit immer neuer Kraft das Ideal des höfischen Mannes anstreben. Im Minnedienst läutert sich das Edelste im Manne; Minne ist zugleich höchste Sinnenlust und transzendentale Anbetung, die Herrin ist zugleich die geliebte *Frau* und ein jenseits alles Erreichbaren stehendes Idealbild, in dessen Dienst man sich emporläutert.
Wer diesen sittlichen Forderungen nachstrebt, wird zur gewünschten Haltung des «hohen muotes» gelangen. Dieser hohe Mut wächst aus der Gefahr und dem Ruhm des Ritterlebens, aus dem Besitz der edlen Waffen, aus dem Besitzen der sittlichen Tugenden, der Ehre, der Minne. Eine Bändigung des Triebhaften, eine edle Lebensführung, eine ideale Stilisierung des Daseins führen zur höfischen Haltung. Die Helden der Dichtung erwerben sich in «steter arebeit» diese Haltung. Wir merken gerade da, daß die höfische Dichtung in einem idealen, stilisierten Raum spielt. Aber die Wirkung auf die reale Welt war doch wohl auch da: der Leser, der Hörer vielmehr dieser Literatur identifizierte sich mit den Helden, sie sind ihm ein Idealbild, dem er nachstreben will. So strahlte das ganz bestimmte Humanitätsideal der Dichtung aus, wenn auch auf einen kleinen Kreis. Diesen Kreis nennt Gottfried v. Straßburg die «edelen herzen».
Die Rangordnung der Güter, die wir überblickt haben, zielt aber hinauf zum höchsten Gut: gemeint ist das summum bonum; Walther spricht von «go*tes* hulde». Es ist dies die Überzeugung des höfischen Mannes, daß ein Mönchwerden unnötig ist; Ritterschaft haben heißt gottnah sein. Die Stilisierung macht auch vor Gott nicht halt, Gott wird sozusagen ‹verrittert›, er ist der himmlische Kaiser, der oberste Kriegs- und Lehensherr. Alles Heil kommt der Ritterschaft von Gott, der weltliche Ritter ist zugleich Gottes Ritter. Auch die Herrin, die höfische Frau, ist nichts ohne Gott: er hat sie geschaffen, er veredelt den «süezen frouwen» das Leben, er tut Wunder und Zeichen um der angebeteten Frau willen.
Des höfischen Menschen Blick ist auf Gott und Welt zugleich gerichtet. Gottesdienst, Frauendienst, Herren- und Ritterdienst liegen in der gleichen Richtung. Religion und Kirche gehören zwar unabdinglich in die ritterliche Haltung hinein, aber, und das ist ja das Neue gegenüber der frühmittelalterlichen Bewegung, welche, von Cluny ausgehend, das memento mori betonte: Die höfische Kultur setzt eine neue Wertung des Diesseits voraus, in dessen Mittelpunkt der schöne, gesunde edle Mensch steht. Und das Gottesbild der Zeit muß zum Teil als ein überkirchliches angesprochen werden. Man denke dabei an das Symbol der Gralsburg, welche als «Ort höchster ritterlicher Verwaltung des Menschlichen und Göttlichen auf Erden» definiert worden ist. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, was der Tod der höfischen Gesellschaft bedeutete. Das Bewußtsein der irdischen Vergänglichkeit ist zwar seit Cluny durchaus da, aber das wird nicht als Bedrohung empfunden. Auch der Tod wird stilisiert, er erscheint als der unhöfische Räuber allen Glücks, er macht alles Ritterliche, Adelige dem Gemeinen gleich. Er ist der sinnlose Vernichter einer schönen Kultur. Der Tod ist entweder ein Eingang zur Wonne oder zur Verdammnis im Jenseits. Immerhin wird gehofft, daß sich Minne, Wonne, rechte Freude, ewige Jugend, all das also, was das höfische Leben ausmacht, im Himmel im übertragenen Sinne fortsetzen werden. «der tot ist ein hochgezit die uns diu werlt ze jungest git», meint der Sänger Freidank. Der Tod wird gleichsam ein höfisches Fest. Doch auch die rein ritterlich-kriegerische Haltung dem Tode gegenüber, die germanische Haltung des «urloup (= Abschied) in den tot nemen», ist da als Formel für den Kampf.
Es ist nicht etwa so, als fehlten in dieser höfisch-

idealen Welt die Dissonanzen, die Spannungen. Das Problem, wie sich der Besitz der materiellen Güter mit dem der sittlichen Güter vereinbaren lasse, stellt sich zum Beispiel dem alternden Walther von der Vogelweide. Besitz und Ehre stehen in einem Spannungsverhältnis, das sich für Walther nicht zum Guten lösen läßt. Aber auch die Frage, wie man sein Verhältnis zur Welt gestalten könne, ohne den Blick auf Gott zu verlieren, wie man also Gott *und* der Welt gefallen möge, stellt sich immer wieder. Die Spannung zwischen dem höfisch-humanistischen Menschenbild und dem dualistischen Weltbild – der Mensch ist auf Erden der Mittelpunkt, aber er ist sterblich – wird in der höfischen Blütezeit ausgehalten, man ist stark genug dazu. Die Spannung erst führt zur höfischen Harmonie, *sie* macht eigentlich den höfischen Menschen erst aus. In der mittelalterlichen Spätzeit jedoch lockert sich der Spannungsbogen, Welt und Gott treten wieder auseinander, eine finstere Weltangst tritt auf den Plan und bereitet endlich der höfischen Kultur ein Ende. Der nachhöfische Mensch wird wild hin- und hergerissen zwischen derbster Sinnenlust und glühendster religiöser Inbrunst. Die ideale Harmonie einer hohen Kulturepoche liegt zerstört. Und der Ritterstand hört auf, allein kulturschaffend zu sein.

Umschau

Maßnahmen der Schule für die Italienerkinder

Bekanntlich ist die Zahl der ausländischen, insbesondere der fremdsprachigen Arbeitskräfte in unserem Land in den letzten Jahren außerordentlich stark gestiegen. Es sind Sofortmaßnahmen und Maßnahmen auf lange Sicht notwendig, um den Schwierigkeiten, welche der Schule aus dieser Bevölkerungsbewegung erwachsen, zu begegnen.

1. Sofortmaßnahmen

Die schulpflichtigen Italienerkinder müssen in unseren Schulen Aufnahme finden, sobald sie die Sprachschwierigkeiten überwunden haben. Es ist deshalb notwendig, Deutschkurse für Italienerkinder zu veranstalten.

2. Maßnahmen auf lange Sicht

Diese Maßnahmen gelten der Beschaffung von zusätzlichem Schulraum und zusätzlichen Lehrkräften. Darüber schreibt das kantonale sanktgallische Arbeitsamt folgendes:

«Die Maßnahmen auf lange Sicht stehen in direktem Zusammenhang mit der sich sprunghaft entwickelten Überfremdung unseres Landes. Schon die Volkszählung 1960 ergab bei 5429000 Einwohnern 583000 Ausländer, was 10,7% der Wohnbevölkerung entspricht. Innerhalb der letzten 10 Jahre beträgt der Ausländerzuwachs 298000 oder 105%. Seit 1960 ist eine neue Zunahme von schätzungsweise 100000 bis 110000 eingetreten. Gegenüber 1941 hat sich der Bestand an in der Schweiz wohnhaften Ausländern also mehr als verdreifacht.

Nun ist zu bedenken, daß über vier Fünftel (81,6%) der Ausländer im erwerbstätigen Alter von 15 bis 64 Jahren stehen, während bei den Schweizern nicht einmal ganz zwei Drittel (64,4%) auf diese Alterskategorie fallen. Mehr als die Hälfte der Ausländer sind 20- bis 39-jährig. Nach der Volkszählung ist der Anteil der Ausländer an der 20- bis 29-jährigen Bevölkerung (Heiratsalter) ein Viertel. Bei den Männern sind es sogar drei Zehntel. Der Altersaufbau des Ausländerbestandes zeigt eindeutig, daß ein sehr großer Teil im heiratsfähigen Alter steht.

Weil die Heiratsfähigkeit in den meisten Staaten, aus denen die bei uns einreisenden Arbeitskräfte stammen, größer ist als bei uns und auch ihre eheliche Fruchtbarkeit jene der Schweizer übertrifft, ist mit einer starken Zunahme der Familien und der Kinder unserer ausländischen Kolonie zu rechnen. Die Zahl der Schulkinder dürfte über das Wachstum der schweizerischen Bevölkerung hinaus *zusätzlich* um jährlich 15000, später 20000 Fremdarbeiterkinder ansteigen, was einer Zunahme von 20 bis 25% entspricht. Daraus resultiert ein zusätzlicher Bedarf von 20 bis 25% Schulraum und Lehrkräften.

(Aus dem Amtlichen Schulblatt des Kantons St. Gallen. N. F. Bd. xxx, Nr. 5.)

Schuljahrbeginn im Herbst

Seit geraumer Zeit bemühen sich gewisse Kreise, vorab wohl die Leiter der Schweizer Reisekasse in Bern, um die Einführung des Herbstschulbeginns in der Schweiz. Unser Land ist eines der wenigen Länder auf der Welt, das noch in den meisten Kantonen das Schuljahr im Frühling beginnen läßt. Zahlreiche und einleuchtende Gründe lassen sich für eine Umstellung darlegen und sind kürz-